

Ruth Hungerbühler

Kulturen und Subkulturen. Eine Dealerin vor dem Prozess

Giulia Monti, geboren 1974, wartet auf ihren Prozess wegen Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz.

«Eigentlich habe ich immer Glück gehabt», sagt Giulia schon zu Beginn des Gesprächs, und ich bin erstaunt über diese Formulierung, weiss ich doch in groben Zügen von ihrer Geschichte. Eine Kindheit lang zwischen Süditalien und der Schweiz hin- und hergeschoben, war sie schon als kleines Kind alkoholabhängig und begann mit fünfzehn Jahren mit dem Konsum harter Drogen. Mit 22 Jahren wird sie als Dealerin verhaftet. «Wir sind oder waren alle drauf, vielleicht liegt das an den Genen.»

Giulia zählt auf, wer von ihren Verwandten heute noch «drauf» oder in Therapie ist: Ihre beiden Geschwister, ihre Cousinen, ihre Cousins.

Als «Glück» empfindet Giulia, dass sie nun von den Drogen weg ist. Sie trinkt keinen Alkohol mehr, nimmt keine Medikamente. Als «Glück» empfindet sie auch, dass man ihr einen Therapieplatz gesucht hat, wo sie ihre Probleme lösen kann, denn «es ist ja nicht nur einfach das Drogenproblem, es ist mein Charakterproblem». Sie beurteilt es sogar als «Glück», dass sie im Gefängnis war. «Denn ich musste ganz unten sein, um nicht mehr das gleiche Leben führen zu wollen wie vorher.» Heute lebt sie bei einer Familie im Tessin und nimmt aktiv an der Arbeit der «anonymen Narkotiker» teil, Selbsthilfe-Gruppierungen von ehemals Drogenabhängigen, die sich im Tessin und in Italien treffen.

Giulia wurde vor zwei Jahren wegen massiven Drogenhandels verhaftet. Sie rechnet sich und ihre «Albanerbande», der sie sich angeschlossen hatte, zum oberen Viertel in der Hierarchie der Drogendealer. Einer der «Albanerbande» war Giulias Freund, ihr «Nebenfreund», offiziell wohnte sie mit ihrem «richtigen» Freund zusammen,

für den sie die Geschäfte abwickelte. In ziemlich grossem Stil. Unterwegs war sie immer per Taxi, auch «Zürich-Basel retour, wenn ich da was zu besorgen hatte». So konnte Giulia ihren eigenen und den Drogenkonsum ihrer Verwandten und Freunde finanzieren und ein «angenehmeres» Leben führen als auf der Gasse.

«Eigentlich hätten meine Schwester, mein Bruder, mein Freund und die Cousinen für ihren Anteil bezahlen müssen, aber ich habe für sie gesorgt. Normalerweise läuft das nicht so. Ich habe geschummelt, und wenn's sein musste, den Stoff für sie geklaut.»

Damit hat sie ihren Verwandten die Kriminalität erspart und ihren eigenen Konsum – täglich fünf Gramm sowie zusätzlich ein bis zwei Gramm Kokain und Medikamente wie Rohypnol, Dormicum oder Valium – sichern können.

Giulia erzählt von der Behandlung durch die Polizei nach der Verhaftung: «Man ist für gewisse, ja für die Mehrheit der Polizisten, der letzte Dreck. Man wird mit Sprüchen fertig gemacht, und man wird geschlagen. In den Augen der Polizisten lügt ein Junkie immer, man glaubt ihm nicht, er ist ein Simulant, so in diesem Stil. Ich hatte Glück, dass ich nicht alleine in der Zelle war mit diesen starken Entzugssymptomen, es war noch eine andere Frau da, die Alarm schlug, als ich ganz blau wurde und schon am Boden lag. Ich weiss nicht, ob ich sonst heute noch da wäre. Aber obwohl ich am Boden lag und sie um meinen Gesundheitszustand wussten, wurde ich weiterhin schlecht behandelt. Man überführte mich dann ins Spital, ich hatte Herzrhythmusstörungen. Im Spital, wo ich in meinem Bett auf der Notfallstation an x Schläuchen hing, war ich mit Handschellen am Spitalbett angekettet wie eine Schwerekriminelle, obwohl ich doch überhaupt nicht imstande gewesen wäre abzuhausen. Ich musste dann nach diesem Spitalaufenthalt noch weitere Spitalbesuche machen, weil mein Zustand immer noch kritisch war. Ich wurde jeweils mit dem Gefängniswagen abgeholt. Da gab's mal die folgende Szene: Ich sagte, mir sei schlecht, ich könne nicht in dieser engen Zelle im Polizeilastwagen fahren, ich müsse erbrechen. Man glaubte mir nicht, und in der Zeit, in der sie einen weiteren Häftling holten, erbrach ich in der Zelle des Lastwagens. Ich erbrach Galle, es hat fürchterlich gestunken, da rissen mich die Polizisten wutent-

brannt aus dem Lastwagen, ich stürzte zu Boden, man schiss mich zusammen mit Sprüchen wie *Scheisstschingg*, obwohl ich die Schweizer Sprache ja gut spreche, und, obwohl ich mit Handschellen gefesselt am Boden lag und mich ja weder wehren noch abhauen konnte, trat mich der Lastwagenfahrer noch mit seinen Kampfstiefeln, die ja die Polizisten haben, in die Rippen.»

Wehren könne man sich nicht gross, wenn man als Junkie von der Polizei schlecht behandelt werde. Giulia erinnert sich daran, sich einmal gewehrt zu haben, als sie ein Polizist körperlich misshandelte. Sie machte ihn auf das Gesetz aufmerksam, das solche Übergriffe nicht erlaube. Sie könne ihn anzeigen, das wisse er, meinte sie, «aber dann heisst es halt: Wer glaubt schon einem Junkie?» Deswegen komme es so selten zu Anzeigen gegen die Polizei.

Mit dem Konsum harter Drogen, vorerst Heroin, begann Giulia mit fünfzehn Jahren. Beim ersten Mal Heroin-Sniffen ging es ihr ganz schlecht, «aber nachher kam das Flash, und ich fand das herrlich. Mir tat das extrem gut. Ich fand es etwas ganz Schönes und wollte es darum immer wieder. So bin ich dann reingekommen und habe begonnen, die Schule zu schwänzen.» Die ersten Male hat Giulia nur gesniffelt, nachher begann sie zu fixen. Informiert war Giulia eigentlich sehr gut über die Gefahren des Konsums harter Drogen, da sie selbst drogenabhängige Freunde hatte. Giulia erlebte die negativen Seiten des Drogenkonsums aus nächster Nähe, sie sah, wie Freunde auf ihren Entzügen litten, half sie trösten und pflegen. «Ich sah, was läuft, und sagte mir immer, das mache ich nie, ich nicht, aber eben dann trotzdem später.» Giulia hat eigentlich immer «eine extreme Freude am Leben gehabt, es sollte alles friedlich sein und schön», sie wisse nicht mehr genau, was den Ausschlag gegeben habe. Nicht die Einstellung «jetzt ist mir alles egal», das sei dann erst später gekommen, als sie schon süchtig war. Zuerst war es eher ein «Dabeisein wollen, ein Anderssein wollen, etwas Spezielles, etwas ausprobieren und so».

Giulia schwänzte die Schule immer öfter. Der Lehrer konnte ihr im Abschlusszeugnis der Mittelschule keine Noten geben, weil sie zu viele Absenzen hatte. Zuhause wohnte sie in dieser Zeit «nicht mehr so intensiv», eigentlich war sie immer «auf der Gasse», Sommer und Winter. Draussen übernachten, wie kalt es auch ist, das kennt

Giulia: «Vor allem vom Platzspitz kannte ich diese Szene gut, dass man sich zusammentut und ein Feuerchen macht in einer Tonne oder auch am Boden oder einfach darauf wartet, dass es hell wird.» Finanziert hat sich Giulia ihren Drogenkonsum vor allem «mit Klauen, auch mal Schmuck verkaufen oder so was, aber schon meistens klauen».

Und was sagten die Eltern? Giulia seufzt zuerst, dann lacht sie verlegen: «Die Eltern, das ist so eine Sache. Meine Mutter wusste, dass etwas läuft, aber sie wusste lange nicht, dass Haschisch Haschisch ist und Heroin und Kokain eine ganz andere Sache sind. Sie wusste, dass ich paffte, und sie wusste, das gibt sie mittlerweile auch zu, dass ich zusammen mit meinem Vater paffte.»

Als Giulia tagelang nicht zuhause erschien, hat die Mutter sie polizeilich suchen lassen, «dann wurde ich jeweils von der Polizei nachhause gebracht, nachdem ich auf dem Platzspitz in eine Kontrolle geraten war». Die Mutter sperrte sie ein, «aber ich fand immer einen Weg, um abzuhauen, weil ich ja dann eben auch auf Entzug kam».

Dann ging Giulia monatelang nicht mehr nach Hause. Sie hatte inzwischen eine Lehre begonnen als Boutiqueverkäuferin, erschien aber oft nicht zur Arbeit. Die Jugendanwaltschaft liess sie suchen, «und drei Minuten, ich vergesse das nie mehr, drum sage ich auch, ich habe immer Glück, drei Minuten vor meinem achtzehnten Geburtstag haben sie mich verhaftet, so fiel ich noch unter Jugendstrafrecht, sonst wäre ich schon damals zum Erwachsenengericht gekommen. Die Schweizer schauen halt auf Pünktlichkeit.» Giulia kam dann in die V.-Stiftung, etwas zwischen Erziehungsheim und Drogentherapiestelle.

Der Entzug funktionierte nicht, weil Giulia nicht wirklich mit den Drogen aufhören wollte, sie «spielte zwar diese Rolle, in Wirklichkeit wollte ich damals noch nicht aufhören, weil ich es einfach noch zu geil fand». Nicht nur die Drogen selber spielten dabei eine Rolle, sondern etwas, das für viele Drogenabhängige gelte: Das Gassenleben gefiel Giulia. «Diese Freiheit, das tun und lassen, was man will, und die Meinung, man sei etwas Spezielles, und eben diese Freiheit, die ich ja früher nie hatte.» Dass die Sucht den Zwang beinhaltet, sich ohne Unterbruch um die Stoffbeschaffung

kümmern zu müssen, scheint zu verblassen neben der Freiheit, keinen festen, von aussen, von «der Gesellschaft» diktierten Zeitplan zu haben. «Nicht auf die Uhr schauen zu müssen, ich muss jetzt dies oder jenes, das war schön für mich.»

Wenn Giulia gut gelaunt ist, verströmt sie eine ansteckende Fröhlichkeit. «Den Sonnenschein» nannte man sie im Erziehungsheim. Heute ist sie sich auch der andern Seiten ihres Charakters bewusst. Seit ihrer Arbeit in der jetzigen Therapie und in den Selbsthilfegruppen der «anonymen Narkotiker» verfügt sie über ein zunehmendes Wissen über die Zusammenhänge ihrer Suchtkrankheit.

»Meine Sucht begann, als ich noch sehr klein war, zweieinhalb bis drei Jahre alt. Ich bin ja, bis ich etwa fünf war, in Italien aufgewachsen, also meine Eltern, die in der Nähe von Aarau lebten und beide in der Fabrik arbeiteten, brachten mich mit elf Monaten zu meiner Grossmutter in Süditalien. Dort wuchs ich bei ihr und zwei Tanten auf, ich hatte es sehr schön. Meine Sucht begann mit Alkohol. Man gab mir sehr früh Alkohol, so wie man es an vielen Orten macht, damit die Kinder schlafen oder wenn sie Zahnschmerzen haben. Man tauchte jeweils ein Stück Zucker in Grappa und gab es mir.« Alkohol erhielt Giulia auch bei den vielen gesellschaftlichen Anlässen: «Bei diesen Anlässen ist es nicht unüblich, dass man auch den Kindern Wein zu trinken gibt, um es lustig mit ihnen zu haben.» Dieses Verhalten sei sehr verbreitet in Süditalien, meint Giulia, es geschehe in bester Absicht und aus Unwissen. Sie erinnert sich, wie sie den Alkohol zu suchen begann: «Mit drei Jahren begann das. Ich erinnere mich, auf Stühle geklettert zu sein, um in den Schränken nach Alkohol zu suchen. Wenn Besuch da war, wartete ich jeweils, bis alle weg waren, schüttete dann die Reste in den Wein- oder Schnapsgläsern zusammen und schwups schluckte ich das runter. Ich tat das immer versteckt, aber sehr häufig. Einmal erwischte mich zwar meine Tante, aber sie sagte nur, ich soll es lassen.»

Giulia ist ihren Verwandten nicht böse. Es sei Unwissen gewesen, kulturelle Praxis. «Man macht das halt so dort.» Heute noch denkt sie mit Liebe und Dankbarkeit an die Jahre zurück, die sie bei ihrer Grossmutter und ihren Tanten in Süditalien verbracht hat. So viel Liebe habe sie ihr ganzes Leben nie mehr bekommen. Sie fühlte sich

sehr wohl in der süditalienischen Familie: «Ich war nie allein, ich war immer mit meinen Cousins zusammen. Ich spürte, dass ich geliebt wurde, ich durfte in der Mitte des grossen Bettes schlafen, links meine Tante, rechts meine Grossmutter, so bin ich aufgewachsen, mit dieser Nähe, doch, das tat mir schon recht gut.»

Giulia kam wie ihre Geschwister in der Schweiz zur Welt, wurde aber wie ihre ältere Schwester und der jüngere Bruder zu den Verwandten «zurück nach Hause» gebracht, noch bevor sie einjährig war. «Die Begründung lautete immer, die Luft sei besser in Süditalien.» Es sei ein Vorwand gewesen, sagt Giulia. Heute sehe die Mutter das auch anders und stehe dazu, wie es wirklich war:

«Es war eben so, dass mein Vater sie glauben machte, es ginge darum, nur ein paar Jahre in der Schweiz zu arbeiten und nachher wieder nach Süditalien zurückzugehen. Er sagte zu meiner Mutter: Wir arbeiten vorerst noch hier, bring mal die Kinder schon runter, wir folgen dann in einem Jahr nach, dort unten kosten die Kinder nichts, weil sie in der Familie sind. Und immer hiess es «nächstes Jahr, nächstes Jahr», und so vergingen die Jahre. Die Idee war, ein paar Jahre in der Schweiz zu arbeiten, etwas Geld zu sparen, damit ein Haus zu kaufen zuhause und dann alle runterzugehen. Sie haben auch ein Haus gekauft, aber mein Vater musste es dann wieder verkaufen, weil er sich verschuldet hatte. Mein Vater vertröstete meine Mutter immer und immer wieder mit «nächstem Jahr», bis sie merkte, dass er sie anlog. Deshalb holte sie uns rauf, denn sie wollte nicht ohne uns leben.»

Giulias Eltern arbeiteten beide als ungelernete Arbeitskräfte in einer Metallfabrik. Der Vater arbeitete meist Nachtschicht, die Mutter oft bis spätabends. Für die Zeit nach der Geburt der Kinder wurde jeweils die Grossmutter in die Schweiz geholt, oder eine Tante, damit die Eltern wieder zur Arbeit gehen konnten. «Man macht das so, man hilft sich immer unter Verwandten.» Als Giulia in Italien war, kamen die Eltern regelmässig im Sommer und zu Feiertagen zu Besuch. Giulia erinnert sich nicht an ihre Mutter zu jener Zeit, nur ihr Vater ist ihr von diesen Besuchen noch im Gedächtnis. Ihre Geschwister waren bei andern Verwandten. Da die Eltern in der Fabrik arbeiteten, wohnte Giulia tagüber, bis ins Primarschulalter,

teilweise bei einer Pflegefamilie, teilweise in einem Heim, das von italienischen Nonnen geführt wurde. Der Tag, an dem Giulia ohne Vorwarnung von ihrer geliebten Grossmutter «weggebracht», in die Schweiz geholt wurde, ist Giulia in traumatischer Erinnerung geblieben, «wie wenn es gestern gewesen wäre».

Giulia war acht Jahre alt, als ihr Vater begann, sie regelmässig sexuell zu missbrauchen. Er habe «ungefähr alles mit ihr gemacht», ausser den Geschlechtsverkehr vollzogen. Die Mutter habe «das nicht mitbekommen». Ab und zu sei sie aufgewacht und habe gesehen, dass Giulia mitten in der Nacht mit dem Vater vor dem Fernseher sass, aber sie habe nichts gesagt. «Sie weiss es bis heute nicht. Ich kann ihr das auch nicht zumuten, sie hat schon genug mit uns.» Giulia empfand die sexuellen Handlungen, die ihr Vater an ihr ausführte oder von ihr verlangte, nicht als Missbrauch: «Damals wusste ich das nicht, es war für mich normal. Ich habe es auch nicht als etwas Schlimmes erlebt, was mein Vater mit mir tat. Es fand auch keine Vergewaltigung statt, keine Gewalttätigkeit, mein Vater war nie gewalttätig mir gegenüber.» Giulia erlebte ihren Vater als liebevollen Vater: «Er beschützte mich auch immer, wenn meine Mutter mich schlug, er war immer lieb zu mir, er gab mir alles, auch Geld. Ich erinnere mich nicht, dass er jemals die Hand gegen mich erhoben hätte.» In Giulias Erinnerung sind die Misshandlungen durch die Mutter schlimmer und verletzender gewesen. «Sie schlug auch wegen nichts. Meine Eltern arbeiteten beide voll in der Fabrik, ich machte den ganzen Haushalt, putzte, brachte alles in Ordnung.» Auch heute noch ist Giulia sehr ordentlich und äusserst effizient im Haushalt. Aber gerade ihre Hausarbeit konnte dazu führen, dass die Mutter sie schlug: «Wenn die Teller nicht am richtigen Ort standen oder ein Handtuch nicht richtig gefaltet war oder die Wäsche verfärbt.» Die Mutter sei sehr ungerecht zu ihr gewesen. Trotzdem nimmt Giulia sie in Schutz: «Sie war sicher überfordert mit allem, sie arbeitete hart.»

Die Ehe der Eltern scheiterte. Der Vater trank und brachte die Familie in finanzielle Schwierigkeiten. Giulias Vater war auch drogenabhängig, «schwer alkoholabhängig und später auch von andern Drogen». Dass er «kiffte», hing damit zusammen, dass sein Vater ein nach

Süditalien ausgewanderter Ägypter war. «Kiffen» gehörte zum Alltag, Giulia begann mit ihrem Vater, Haschisch zu rauchen. Die finanziellen Schwierigkeiten, in die der Vater die Familie brachte, setzten die Mutter unter Druck: «Sie musste dann noch mehr arbeiten, um die Familie durchzubringen. Mein Vater arbeitete zwar auch voll, aber das Geld reichte nirgends hin. Er unterstützte auch noch seine Familie in Süditalien, gab seinen Verwandten Geld, das er nie zurückbekam.» Wie Giulia später mit der Drogenbeschaffung, sorgte der Vater für die ganze Verwandtschaft. Er habe «etwas übertrieben», sich von seinen Verwandten ausnützen lassen, selber ein ausschweifendes kostspieliges Leben geführt und habe deshalb «seine eigene Familie vernachlässigt und schliesslich sich selber». Die finanzielle Notlage habe dann zur Trennung der Eltern geführt: «Meine Mutter rastete eines Tages aus, als sie entdeckte, wieviel Schulden mein Vater schon gemacht hatte. Mein Vater verschwand dann eines Tages und liess einen Berg von Schulden zurück. Mir sagte er, er gehe zwei Wochen in die Ferien, und wenn er zurückkomme, würden wir zusammen eine Wohnung nehmen. Ich war damals vierzehn.» Giulias Vater verschwand, nachdem sie sich geweigert hatte, sich weiterhin sexuell missbrauchen zu lassen: «Er wollte, dass etwas stattfindet, dass ich ihm einen runterhole. Ich sagte nein und verliess das Zimmer. Da begann er zu weinen, akzeptierte aber meine Weigerung. Kurz darauf verliess er uns.» Seither hat Giulia ihren Vater nie mehr gesehen.

Giulia sieht heute die gehäufte Drogenabhängigkeit in ihrer Familie im engen Zusammenhang mit ihrer Herkunft und mit der Tatsache, dass man sie, ihre Geschwister und Cousinen als Kinder immer hin- und her geschoben hat: «Das hat sicher etwas mit der Kultur zu tun und dann mit diesen frühen Trennungen, mit der Entwurzelung auch.» Sie erinnert sich vor allem an die Primarschulzeit, dass man ihr zu spüren gegeben habe, dass sie eine «Fremde» sei: «Anfangs in der Schule fielen so Ausdrücke wie «Du *Sautschinggy*». Lange liess ich mir das gefallen, aber dann begann ich mich zu wehren mit Dreinschlagen, ich habe das dann so geregelt (lacht). Ich erinnere mich zum Beispiel, dass ich einmal von den Sommerferien aus Apulien zurückkam, ich schön braun, die andern weiss, und ich hatte diese Holzzoccoli an, wie man sie bei uns zuhause trägt, und

fand das ganz toll, wie sie klapperten beim Gehen. Und ich fand auch: Ich bin eine von dort unten, dort geht man so umher, und das zeige ich euch jetzt, dass ich so eine bin. Dann wurde ich wieder von einem Klassenkameraden beleidigt, er schimpfte mich dicke Kuh und Sautschingg, da wehrte ich mich mit meinen Zoccoli, und es kam zu einer richtigen Schlägerei. Wir waren umringt von den andern Kindern, die italienischen Mädchen standen natürlich auf meiner Seite, und ich trat meinem Belästiger eins *nelle palle*, dem ging's darauf wirklich ganz schlecht. Es gab ein Riesentheater, die Eltern kamen in die Schule, aber es wurde dann schon klar, warum ich so aggressiv reagiert hatte. Der Junge brachte mir dann als Entschuldigung Schleckereien vom Kiosk. Ich hatte mir Respekt verschafft, Beleidigungen kamen zwar immer mal wieder vor, auch noch an der Realschule, aber sie wurden schon immer weniger mit zunehmendem Alter.»

Die stärksten rassistischen Angriffe und Beleidigungen kamen von Seiten der gleichaltrigen Kinder, Schweizer Kinder gegen Ausländerkinder, von Seiten der Lehrer oder anderer Erwachsener kaum – mit Ausnahme der Polizisten.

Der Kontakt zur Heimat ist Giulia auch heute noch wichtig. Während unseres Gesprächs erfährt sie, dass ihre Grossmutter mit einer Herzoperation im Spital liegt. Das bringt sie in Panik. Sofort telefoniert sie, um einen Besuch bei ihrer Grossmutter planen zu können. Ihren Kontakt zur Heimat erleichtert ihr auch ihr Therapieplatz im Tessin. Giulia nimmt monatlich an den Zusammenkünften der italienischen Gruppen der «anonymen Narkotiker» teil. Am Funktionieren der Tessiner Gruppe ist sie massgeblich beteiligt.

Giulia ist jetzt seit fast zwei Jahren drogenfrei und ganz sicher, dass sie nie mehr wieder mit den Drogen anfangen will. Das war nicht immer so. Welche Erfahrungen hat sie mit Entzugsstationen und Therapien gemacht?

«Jede Entzugsstation und jede Therapie kann beides sein: gut oder nicht gut. Es hängt eben von dir selber ab. Jede Entzugsstation und jede Therapie hat ihre Regeln und Konzepte. Mir persönlich haben diese bisherigen Therapien, die mit den autoritären Konzepten, zum Beispiel die drei Monate geschlossene Abteilung der V.-Stiftung eher

geschadet. Also ich bin dann erst recht zum Rebell geworden und habe dann auch aus Trotz wieder mit den Drogen begonnen.» Diese Therapien haben Giulia nichts gebracht. «Wenn einer nicht aufhören will, dann bringt alles nichts, brutal gesagt, muss man ihn dann einfach machen lassen.» Sie musste «ganz unten sein», um sagen zu können, so jetzt ist Schluss, also auf italienisch «*ho toccato il mio fondo*». Giulia wartet jetzt auf ihren Prozess, der schon mehrmals verschoben worden ist. Eigentlich hätte sie in eine kantonale Entzugstherapie kommen sollen. Ihre Bezirksanwältin, «die es gut mit mir meint», schickte sie aber auf eigene Initiative zu einer Familie ins Tessin, «weil sie wusste, dass mir diese anderen Therapien nichts bringen, und ich einen engen familiären Rahmen brauche». Da ihre gegenwärtige Therapie von ihrem früheren Wohnkanton nicht offiziell anerkannt werde, sei jetzt unklar, wer sie finanzieren müsse. Wie es weitergeht, ist auch von ihrem Urteil abhängig. Im günstigsten Fall bekommt Giulia eine bedingte Haftstrafe für ein paar Jahre, im schlimmsten Fall muss sie zurück ins Gefängnis und ihre Therapie später selber finanzieren

Und wie sieht Giulia ihre weitere Zukunft? «Abgesehen vom Prozess, und was dabei rauskommt, möchte ich schon mehr selbständig werden, eine Ausbildung beginnen und auch beenden. Mein Ziel ist es, etwas in künstlerischer Richtung zu lernen oder eine Ausbildung im Sozialbereich zu beginnen und auch eine eigene Wohnung zu haben, wieder etwas freier sein.»

Einfach wird es nicht sein, denn «die meisten reagieren: «Au, Junkie», man ist abgestempelt, die meisten sagen, nein, mit solchen Leuten wollen wir nichts zu tun haben, und geben dir keine Chance, zu zeigen, dass du dich verändert hast». Giulia «weiss, was mich da erwartet, aber ich stehe dazu und werde in Zukunft sagen, woher ich komme und was in meinem Leben alles passiert ist, und wenn das akzeptiert wird, ist es gut, und sonst muss ich halt weiter suchen».

Drogen, Jugend, Migration

In der Schweiz schätzt man laut Bundesamt für Gesundheitswesen die täglichen Konsument/innen von harten Drogen auf rund 30 000. Der Anteil der Drogenkonsument/innen an der Gesamtbevölkerung ist damit leicht höher als in den umliegenden

den Ländern. Nach wie vor liegt aber der Alkohol an erster Stelle des Suchtmittelmissbrauchs: Rund 2 % der Bevölkerung ist alkoholabhängig, rund 1,8 % abhängig von Medikamenten, 0,2 bis 0,5 % ist abhängig von harten Drogen.

Regelmässiger Alkoholkonsum ist auch schon bei Schüler/innen verbreitet und hat in den letzten Jahren zugenommen. In einer Schülerbefragung der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme im Jahr 1994 gaben etwa 18,9 % der Tessiner Schüler/innen, 8,6 % der welschen und 7,4 % der Deutschschweizer Schüler/innen an, regelmässig Bier zu trinken. Der tägliche Alkoholkonsum von Schüler/innen bewegt sich zwischen 1,8 % bei den 11- bis 12jährigen bis zu 2,6 % bei den 15- bis 16jährigen, wobei die italienische Schweiz mit 4 % täglich Alkohol trinkenden Schüler/innen wiederum an der Spitze liegt.

Vergleicht man den Konsum harter Drogen bei den Jugendlichen nach Nationalitäten, so wird deutlich, dass die Kinder der italienischen Arbeitsimmigranten die höchste Rate aufweisen. «Risikoreiches Verhalten» sei allgemein bei den Jugendlichen aus den Mittelmeerländern höher als bei jugendlichen Schweizer/innen. 5 % der jugendlichen Migrant/innen konsumieren harte Drogen gegenüber 2 % der gleichaltrigen Schweizer/innen, 4 % der jugendlichen Ausländer/innen aus dem Mittelmeergebiet spritzen die Drogen gegenüber 1 % der jugendlichen Schweizer/innen. In der Stadt Basel sind 25 bis 30 % der 3000 Drogenabhängigen Italiener/innen.

Der Zusammenhang zwischen Problemen der Migration und Suchtgefährdung ist nicht erforscht. Forscher aus dem Bereich der Migrationsforschung vermuten aber, dass ein direkter Zusammenhang besteht zwischen ganz spezifischen Migrationssituationen und der hohen Suchtrate der jugendlichen Italiener/innen. Ein spezifisches Migrationsproblem stellte die Situation der «untergetauchten Kinder» dar: Kinder, die mit ihren Eltern in die Schweiz kamen, aber kein Aufenthaltsrecht hatten, weil ihre Eltern mit dem Status eines Saisonniers arbeiteten. Viele Familien liessen ihre Kinder zwar in die Schweiz nachkommen, wo diese sich aber zuhause verstecken mussten. Bis heute regelt das Saisonnier-Statut den Aufenthalt der ausländischen Arbeitskräfte, beschränkte deren Aufenthaltsrecht auf 9 Monate pro Jahr und verbot ihnen den «Familiennachzug». Die Generation der «untergetauchten Kinder» oder derjenigen Kinder, die eine Kindheit lang zwischen Süditalien und der Schweiz hin und her geschoben wurden, ist heute zwischen 15 und 30 Jahre alt – die Altersgruppe der jugendlichen Drogenkonsument/innen.

Quellen/Literatur

Bundesamt für Gesundheit: Daten und Fakten zur Drogenpolitik des Bundes, Bern 1997.

Castra, Umberto: Dieci tesi su tossicodipendenza, dinamiche culturali e fratture generazionali nell'emigrazione italiana in Svizzera, in: Connessioni, rivista di consulenza e ricerca sui sistemi umani, Milano 1996.

Castra, Umberto in: Migrantenprojekt des Bundesamtes für Gesundheit, Tätigkeitsbericht 1995–1997, S. 17.

SFA, Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme: Zahlen und Fakten zu Alkohol und anderen Drogen 1997.